



Experteninterview mit Dr. Gerrit Brüning

Bei diesem Interview handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines mündlichen Gesprächs, das als Videokonferenz am 15.12.2022 stattfand. Herr Dr. Gerrit Brüning ist momentan als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar tätig. Zuvor lehrte und forschte er unter anderem an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, wo er an der digitalen historisch-kritischen Faust-Ausgabe mitgewirkt hat.

Philip Iser: Die Form einer historisch-kritischen Ausgabe bringt ja eine Reihe an editionsphilologische Vorgaben und Standards mit sich. Welche Rolle sollten Ihrer Meinung nach die Bedürfnisse der Nutzer:innengruppen im Editionsprozess spielen?

Dr. Gerrit Brüning: Die kurze Antwort ist: eine sehr große. Aber Sie haben Ihre Frage so formuliert, dass sie zu einer weitergehenden Reflexion einlädt. Es stimmt: Vieles von dem, was im Editionsprozess passiert, leitet sich zunächst nicht von den Bedürfnissen der Nutzer:innen her, sondern von wissenschaftlichen Standards. Das heißt aber nicht, dass historisch-kritische Ausgaben jemals unabhängig von den Benutzer:innen gedacht waren. Denn diese Standards sind nicht einfach so da, sondern haben einen Zweck: Sie dienen dazu, dass mit Blick auf den Text etwas geboten wird, was man nirgendwo anders bekommt. Und deswegen haben sich die Standards und wissenschaftlichen Vorgaben über die Jahrzehnte auch verändert. Man möchte den Nutzer:innen immer wieder andere Inhalte, auch in einer neuen Form, bieten.

Historisch-kritische Ausgaben orientieren sich an einer bestimmten Gruppe von Nutzer:innen, nämlich denjenigen, die es mit Bezug auf den Text – also seine Entstehung, seine Überlieferung, seine Veränderung – ganz genau wissen wollen. Uns als Edierenden war dabei immer bewusst, dass das nur ein Teil der Leser:innen ist. Das heißt übrigens nicht, dass man sich konkrete Vorstellungen von einzelnen Personen macht. Eher wird ein wissenschaftliches Interesse vorausgesetzt, ein Interesse daran, sich über den Text in einem umfassenden Sinn zu vergewissern.

Digitale historisch-kritische Ausgaben treten nun mit dem Anspruch auf, dieses Spektrum von Nutzer:innen erheblich zu erweitern. Nur, wenn das funktionieren soll, reicht

1



es nicht, auf Seiten der Benutzer:innen einfach ein bestimmtes Interesse vorzusetzen, also zum Beispiel ein wissenschaftliches. Im Gegenteil: Wir als Edierende müssen die Nutzer:innen besser kennenlernen, sollten herausfinden, welche Interessen sie haben, und wie wir diese Interessen mit unserer Forschung bedienen könnten.

Iser: Genau daran schließt meine nächste Frage an. Welche Gruppe von Nutzer:innen stand bei der Entwicklung der digitalen *Faust*-Edition im Vordergrund? Und wie wirkte sich das auf den Editionsprozess aus?

Brüning: Historisch-kritische Editionen sind ja immer dazu gedacht gewesen, benutzt zu werden. Wie diese Nutzung aussieht oder wie viele Nutzer:innen es überhaupt sind, wurde in der Vergangenheit allerdings kaum gefragt. Auch wir haben die Edition eher von einem abstrakten Konzept her entwickelt, und das mussten wir im Prinzip auch, weil wir ja als Forschungsprojekt angetreten sind. Das heißt, die oberste Legitimation besteht darin, auf Forschungsebene bestimmte Maximalziele zu erreichen, alle bisherigen wissenschaftlichen Ausgaben des *Faust* zu übertreffen.

In einer späteren Phase haben wir durchaus versucht, zum Beispiel Studierende der Literaturwissenschaft in Seminaren mit der Edition arbeiten zu lassen, ihnen Aufgaben zu geben und zu schauen, wie sie damit zurechtkommen. Zusätzlich wurde die Edition hier und da in Lehrer:innenfortbildungen präsentiert. Und wir haben die Fachcommunity eingeladen, die Betaversionen zu nutzen und uns eine Rückmeldung zu geben. Allerdings bestand unsere Vorgehensweise nicht darin, schon im Vorhinein systematisch zu versuchen, Gruppen von Nutzer:innen zu definieren und ihnen zum Beispiel mit der Persona-Methode ein Gesicht zu geben, etwa: Wodurch könnte sich eine Person, die die Edition nutzt, auszeichnen? Was für Interessen hat sie? Wie alt ist sie? Was macht sie beruflich? In welcher Phase des Lebens befindet sie sich? Welche konkrete Zwecksetzung hat sie, die Edition zu verwenden? Auf welche Hindernisse und Probleme stößt sie? Solche Instrumente des User-zentrierten Designs habe ich erst nachträglich kennengelernt.

2

Iser: Sie sagen, dass Sie kein genaues Bild von spezifischen Nutzer:innen vor Augen gehabt haben. Wie ist es aber, wenn man von Personen weggeht hin zu institutionell geprägten Kontexten: Welche Rolle spielte die Schule, welche im Speziellen die

Literaturvermittlung im Deutschunterricht?

Brüning: Dies hat für uns bislang keine zentrale Rolle gespielt. Wir sind nicht von der Frage ausgegangen, welche Bedarfe bestehen, wenn *Faust* ein Gegenstand des Deutschunterrichts ist. Gleichwohl wäre das genau die Richtung, aus der man fragen sollte: Was für eine Textausgabe benötigt man im Literaturunterricht, etwa bei *Faust*? Das hängt natürlich vom Unterricht ab: Wenn man den Zugang zum Text dadurch schaffen möchte, dass in Frankfurt eine Kindsmörderin namens Susanna Margaretha Brand gelebt hat, die dann als Vorbild für die Gretchentragödie diente, dann trägt unsere Edition dazu nichts bei, darauf ist sie nicht angelegt. Zu solchen Hintergründen gibt es Kommentare, Unterrichtshandreichungen etc., die auf entsprechende Informationsbedarfe besser reagieren.

Unsere Edition macht es auch nicht leichter, ein Basisverständnis des Textes zu entwickeln. Die Edition setzt auf einem höheren Level an, von dem aus man *Faust* als Text näher befragen kann: Ist er immer so gewesen? Könnte er auch anders lauten, anders gelautet haben? Der Text hört dann auf, etwas Starres, Gegebenes zu sein, verwandelt sich ein Stück weit in einen Möglichkeitsraum.

In den Geisteswissenschaften gibt es die vielzitierte Unterscheidung zwischen ‚Erklären‘ und ‚Verstehen‘. Und in den Geisteswissenschaften geht es hauptsächlich um den Akt des Verstehens. Editionen tun aber eigentlich etwas anderes: Sie stellen dar, wie sich der Text entwickelt hat, wie die vorliegende Textgestalt zustande gekommen ist. Das kann durchaus zu einem Verstehen beitragen, liegt zunächst aber eher auf der Ebene des ‚Erklärens‘.

Die Schule darf den Text so nehmen, wie er ist, nämlich als edierten Text, ohne nach seiner Überlieferung und seinem Zustandekommen zu fragen. Sie muss es vielleicht sogar, um den Unterricht stofflich nicht zu überfrachten. Auf einer basalen Ebene würde es das Verständnis z.B. noch nicht einmal beeinträchtigen, wenn Sie Kafka in der Fassung von Max Brod lesen lassen. Insofern würde ich vermuten, dass sich unterrichtliche Bedarfe des Deutschunterrichts und editorische Fragestellungen zunächst nicht unmittelbar berühren. Mein Ansatz wäre daher nicht, von den vorhandenen Editionen auszugehen und sie einfach in den Deutschunterricht hineinzupflanzen. Für einen erfolgreichen Brückenschlag zwischen Edition und Unterricht würde ich mir eher vorstellen, dass man unterrichtliche Bedarfe identifiziert, auf die Editionen reagieren können, um dann die Textausgaben so anzureichern, dass sie die Bedarfe decken.

Iser: Wir haben bisher primär über fachliche Aspekte gesprochen. Wie sieht es mit der

technischen Ebene von Editionen aus? Spielen da Nutzer:innen für Sie eine Rolle? Wie stark werden zum Beispiel Schüler:innen herangeführt, etwa durch Tutorials, die Fragen etwa zu Vergleichsmöglichkeiten unterschiedlicher Textstufen beantworten?

Brüning: Grundsätzlich haben wir versucht, das Ideal einer intuitiven Benutzbarkeit zu erfüllen und uns einen erfahrenen Webdesign-Dienstleister an Bord geholt. Aber gutes Webdesign ist nicht alles. Die technische Ebene, die Sie angesprochen haben, schließt ja ganz Vieles ein, angefangen mit den Endgeräten: Mit welchen lässt die Edition sich gut nutzen? Diesbezüglich zeichnete sich bei uns früh die Entscheidung ab, dass sie für kleine Bildschirme nicht optimiert wird. Und das stellt ein Manko dar, denn wir alle verbringen viel Zeit auf kleinen Bildschirmen. Wir sind es gewohnt, per Smartphone Inhalte abzurufen, und erwarten, dass Online-Angebote auch auf dem Smartphone gut lesbar und die Anwendungen gut bedienbar sind. Diese Anforderung würde ich für Folgeprojekte viel stärker berücksichtigen.

Neben den Endgeräten gibt es noch viele andere Punkte, etwa, ob man intuitive Nutzbarkeit auch messen kann, indem man Usability-Tests durchführt. Einen Schritt in diese Richtung sind wir gegangen mit einem Vortrag an der Universität in Klagenfurt im Jahr 2022, der beleuchtet hat, ob die Edition auf einer gewissen Ebene funktioniert: Ob zum Beispiel die grundsätzlichen Bereiche und Funktionen der Edition gefunden und genutzt werden. Allerdings stehen wir mit dieser Art der Nutzungsanalyse noch relativ am Anfang.

4

Iser: Da würde ich direkt anschließen. Wir haben bisher viel über Erwartungen gesprochen, auch über Vorstellungen davon, wie die Edition letzten Endes genutzt wird. Aber wie würden Sie, auch wieder am Beispiel der *Faust*-Edition, das Verhältnis zwischen der im Editionsprozess präfigurierten, also der gewünschten Nutzung und der realen Nutzung digitaler Editionen sehen?

Brüning: Darüber können wir tatsächlich etwas aussagen. Es gibt eine Nutzung, die wir korrekt vorhergesehen und der wir auch wirksam entgegengearbeitet haben, nämlich die Nutzung des konstituierten Textes als zentrales Einstiegs- und Leseangebot. Das hat funktioniert, d.h. da ‚entspricht‘ das Design der Edition der realen Nutzung, so wie wir sie anhand der Parameter der Webstatistik festmachen können.

Ebenso zeigt sich, dass ein Teil der Nutzer:innen – vom Lesetext als Einstiegspunkt aus – die Vertiefungsangebote der Edition nutzt. Was wir bislang nicht erfassen konnten, war, wie intensiv diese Vertiefungsangebote genutzt werden. Das ließe sich zum

Beispiel aus der Verweildauer oder an den Interaktionen der Nutzenden mit den aufgerufenen Seiten ableiten. Dieses Problem beheben wir gerade. Was wir gar nicht wissen, ist, welche Eigenschaften die Personen sonst haben, die unsere Editionen nutzen, ob zum Beispiel Lehrkräfte und Schüler:innen einen relevanten Anteil ausmachen.

Iser: Wenn man nun nicht mehr von idealer oder präfigurierter, sondern von realer Nutzung digitaler Editionen spricht, dann hängt das natürlich auch mit dem ‚Erfolg‘ zusammen. Welche (vermeintlich) objektiven Kriterien für den ‚Erfolg‘ einer digitalen Edition – vielleicht auch in Abgrenzung zur Qualität aus editionswissenschaftlicher Perspektive – lassen sich Ihrer Meinung nach ausmachen und für wie sinnvoll halten Sie diese überhaupt?

Brüning: Zunächst einmal denke ich, dass sich Erfolg im Fall von Editionen nicht von Qualität abkoppeln lässt, denn letztlich ist Ergebnisqualität das entscheidende Erfolgsmerkmal in der Forschung. Wichtig scheint mir zudem, dass wir Indikatoren wie die absolute Anzahl von Seitenaufrufen als Maßstab für den Erfolg in den Hintergrund rücken. Zum einen, weil die Reichweite, wie man im Onlinemarketing sagen würde, allein kein guter Indikator für die Qualität ist. Und zum anderen, weil ich es für fatal hielte, wenn auf dieser Ebene ein Wettbewerb zwischen Editionsprojekten ausbräche. Denn hochkanonische Texte wie *Faust* werden immer mehr Aufrufe bekommen als weniger bekannte. Das ist kein Erfolg des Projekts, und es zum Erfolgsmaßstab zu machen, würde schlichtweg dazu führen, dass eine Art Matthäuseffekt eintritt: dass also Texte, die bereits Aufmerksamkeit erhalten, dann mit passenden Angeboten noch stärker in die Sichtbarkeit gerückt werden.

Wir sollten eher darauf schauen, welche Texte von Autor:innen oder welche Aspekte von Texten sich im digitalen Medium besser als bisher sichtbar machen lassen. Das wird sich nicht sofort in einer hohen Anzahl von Seitenaufrufen niederschlagen. So funktioniert Wissenschaft nicht. Wissenschaft steht eher am Anfang einer sich dann möglicherweise fortsetzenden Entwicklung, die von ihr selbst nicht beliebig gesteuert werden kann. Wissenschaft kann nur Angebote machen, kann Erkenntnisse zu Tage fördern und Chancen bieten, die später genutzt werden oder eben auch nicht. Aber es gibt Anhaltspunkte, die den Erfolg ein Stück weit, also auch auf quantitativer Ebene, ablesbar machen. Etwa, indem man sich anhand der Webstatistik anschaut, ob die wichtigsten Bereiche der Edition regelmäßig besucht und mit einer gewissen Verweildauer genutzt werden. So kann man bestehende Lücken identifizieren und nachbessern.

Iser: Wir hatten schon darüber gesprochen, dass konkretisierte Vorstellungen von User-Gruppen für Ihre frühere Arbeit keine große Rolle gespielt haben. Wie ist es denn mit allgemeinem Nutzer:innenfeedback? Und: Welche Form von Feedback in welcher Frequenz würden Sie sich wünschen?

Brüning: Da würden wir uns grundsätzlich Vieles wünschen! Feedback wäre für uns extrem wertvoll. Bislang haben die Kapazitäten gefehlt, um in diesem Bereich systematisch zu arbeiten, also Befragungen zu planen, umzusetzen und dann valide auszuwerten. Allerdings hat sich in dem Bereich viel getan. Wenn es zur damaligen Zeit bereits Onlinefragebögen wie LimeSurvey gegeben hätte, hätten wir sie wahrscheinlich mit wenig Aufwand zum Beispiel in Seminaren eingesetzt. Denn diese Onlinefragebögen nehmen einem den Aufwand der Auswertung ja größtenteils ab. Es wäre gut denkbar, solche Onlineumfragen einzubeziehen, vielleicht auch in Unterrichtseinheiten zu integrieren. In einer Frequenz von ein bis zwei Jahren wäre das sinnvoll, etwa begleitend zu Releases mit neuen Features.

6

Iser: Meine letzte Frage bezieht sich auf einen größeren Kontext der (insbesondere digitalen) Editionsarbeit. Die *Faust*-Edition setzt sich ja mit einem der bekanntesten deutschsprachigen Werke auseinander, das seit Jahrhunderten mit verschiedensten Ansprüchen immer wieder neu herausgegeben wird. Wie schätzen Sie den Zusammenhang zwischen Editionsarbeit und Kanonisierung ein?

Brüning: Grundsätzlich spielen Editionen für Kanonisierung durchaus eine Rolle, es gibt einen Zusammenhang zwischen beiden. Eine gute Editionsarbeit ist häufig ein Ausdruck von Kanonisierung. Dafür ist Goethe sicherlich ein Beispiel. Aber umgekehrt können postum veranstaltete Ausgaben auch eine Kanonisierung erst ermöglichen – wie z.B. bei Büchner und Kafka – oder, man denke an Hölderlin, zu einer Wiederentdeckung und Kanonisierung lange nach dem Tod führen. Editorische Arbeit hat also in der Vergangenheit durchaus dazu beigetragen, literaturgeschichtliche Sichtweisen zu verschieben. Wenn auch heutige und künftige digitale Editionen dabei eine noch prominentere Rolle spielten, wäre das natürlich umso erfreulicher!